

»... möglicher-  
weise ein  
Symptom«  
Ein Gespräch  
mit Peter  
Widmer über  
die Freiheit  
der Psycho-  
analyse

R|SS+

---

# R I S S

Zeitschrift für Psychoanalyse

---



---

Jahrgang Nr. 1

Februar 1986

9	Editorial
13	»... möglicherweise ein Symptom« Ein Gespräch mit Peter Widmer über die Freiheit der Psychoanalyse
46	Gesprächsteilnehmer*innen
48	Impressum

»Der lacanianische Diskurs ist sicher etwas, was Angst macht, sonst gäbe es die andere Psychoanalyse nicht.«

Mit diesen Worten blickt Peter Widmer zurück auf das politische und intellektuelle Klima, in welchem er und Dieter Sträuli sich 1986 entschieden haben, den RISS zu gründen. Dieses Heft zu Peter Widmers 80. Geburtstag ist als Dank gedacht, für seinen Einsatz für eine freie Psychoanalyse, eine, die die Angst vor der Offenheit und vor dem Nichtverstehen ins Sprechen bringt.

Wir sind Peter Widmer dankbar, dass er sich auf dieses Gespräch eingelassen hat, dass er sich von den Übertragungen auf die Psychoanalyse hat drehen und wenden lassen und auch von denen, die ihn damals und heute umgaben und ein Stück seines Weges teilen.

Mit Jonas Diekhans und Kianush Ruf; Judith Kasper und Mai Wegner; sowie Karl-Josef Pazzini nahmen drei Generationen der jetzigen Redaktion am Gespräch teil. Das Befragen von Widmer bedeutete für manche damit einen Ausflug in eine historische Vorgeschichte, für andere auch ein Befragen der eigenen Vergangenheit mit dem RISS.

In Peter Widmers Darlegungen spielten dabei institutionelle Spannungen innerhalb des Felds der Psychoanalyse eine ebenso wichtige Rolle wie persönliche Erfahrungen, Begegnungen und glückliche Fügungen.

Wenn der RISS bis heute für eine Psychoanalyse steht, die Angst macht, so wurde im Gespräch deutlich, dass diese Angst keine vor den psychoanalytischen Institutionen und deren Agenten ist, als vielmehr eine *in* der Psychoanalyse. Hier kann Angst ein Produktionsmittel werden, wenn sie vom Wünschen ohne

gewisses Objekt und vom Begehren all der Anderen gehalten wird. In diesem Sinne ist RISS vielleicht ein Symptom.

RISS besteht als älteste lacanianische Zeitschrift im deutschsprachigen Raum fort. Es zeigte sich dabei im Gespräch auch, wie sehr sich das Umfeld der Zeitschrift und die Erwartungen, mit denen sie konfrontiert ist, geändert haben. Die Herausforderung liegt in der Transmission eines Begehrens, das immer wieder anders entfaltet werden kann. Das heißt auch, dass wir Beteiligten gemeinsam mit Peter Widmer dazu aufgerufen bleiben, die Psychoanalyse und uns zu verändern in diesem »Judo-Kampf mit der Wahrheit, bei dem man nicht immer sicher ist, wie man dabei herauskommt«.

An der Texterstellung vom Audio zum Druck haben hauptsächlich Jonas Diekhans assistiert von Jaqueline Taraneh Ahuraian und Karl-Josef Pazzini gearbeitet, Judith Kasper hat für die bessere Lesbarkeit gesorgt. —

Jonas Diekhans und Karl-Josef Pazzini

»... möglicherweise ein Symptom«

Ein Gespräch mit Peter Widmer über  
die Freiheit der Psychoanalyse

Karl-Josef Pazzini: Peter, du bist in der Psychoanalyse bekannt geworden durch die Gründung einer Zeitschrift, damals zusammen mit Dieter Sträuli. Wir hatten zunächst gedacht, das Gespräch unter der Überschrift »Lacan ins Deutsche« zu führen. Das wäre nicht falsch. Aber nur halb zutreffend. Es entstanden viele Beziehungen weit über die Gegend hinaus, in der Deutsch gesprochen wird. Mir ist in der Zwischenzeit eine Alternative eingefallen, die inhaltlich vielleicht besser zutrifft. Im Editorial der ersten Nummer des RISS steht, dass der RISS möglicherweise ein Symptom sei. Das erklärt auch das zweite S. Das R-I-S kann man als Lacanianer leicht entziffern. Warum dann noch ein S? Eben Symptom oder Sainthomme oder Sínthome. Der erste Beitrag im ersten Heft ist die Übersetzung eines Vortrags von Jacques Lacan über das Symptom. Vielleicht könnte man damit eine Spur oder einen Faden durch unser Gespräch legen. Mit der Zeitschrift wurde ein Symptom konstruiert.

Peter Widmer: Ich würde vorschlagen, »Symptom« auf verschiedenen Ebenen anzusiedeln. Wir sind sicher ein Symptom der gängigen Psychoanalyse gewesen. Wenn ich an die Züricher Situation denke, dann hat sie sich in diesem Narzissmus der Ich-Psychologie-Theorien bewegt, ohne Weiterentwicklung. Das war relativ langweilig, konventionell, auch bürokratisch in der gesamten Organisation des Freud-Institutes. Und in diesem Sinne war die Gründung des Psychoanalytischen Seminars Zürich (PSZ), 1977, schon ein Symptom. Und der RISS, später das Lacan-Seminar, waren ihrerseits Symptome des PSZ, weil sich da auf eine merkwürdige Art das, was wir kritisiert hatten, halbwegs doch wieder fortgesetzt hatte. Es beruhte zwar auf Selbstorganisation, es war

von der politischen Ausrichtung her klar links. Paul Parin, Fritz Morgenthaler und Goldy Parin-Matthèy, mit ihnen die Ethnologie, haben eine große Rolle gespielt, ebenso der Marxismus. Gleichwohl war das eine Spielart der Ich-Psychologie, die am PSZ dominierte. In dieser Situation waren wir wiederum selbst ein Symptom. Auf einer dritten Ebene, einer innerhalb des lacanianischen Diskurses, waren wir ebenfalls ein Symptom, weil wir mehr oder weniger unbeholfen anfangen, Lacan zu lesen. Dabei eckten wir in kleinen Arbeitsgruppen zu viert oder zu fünft immer wieder an. Der damals beginnende Austausch mit Berlin, auch mit Straßburg, war auch ein Symptom, das auf die Frage antwortete, was wir mit dem lacanianischen Diskurs anfangen konnten. Immer dort können wir von Symptom sprechen, wo etwas aneckt, sich dann etwas bildet, was eine vorläufige Antwort darstellt. So ähnlich hat Lacan auch den marxischen Diskurs kommentiert, als Formulierung von Widersprüchen innerhalb der kapitalistischen Ökonomie.

Karl-Josef Pazzini: Jetzt hast du Symptom vorwiegend als ein Zeichen *für* etwas benutzt. Während im Editorial des RISS 1 eher diese proaktive Variante des Symptoms vorkommt, es muss ein Symptom konstruiert werden, das weniger etwas abbildet, ein Zeichen von etwas ist, sondern die Chance der Produktion bietet. Was ihr damals geschrieben habt, klang mir sehr aktiv.

Peter Widmer: Das ist nicht unbedingt ein Widerspruch: Man denkt, dass man aktiv ist und selbst etwas produziert und merkt dabei gar nicht, wie man selbst produziert wird. Man denkt, man ist autonom und kann etwas produzieren und hinterher sieht man, man hat sich nur gewisser Signifikanten bedient und hat daraus etwas geformt, von dem man glaubte, dass es eine Affinität zu Lacan hatte – oder besser: die Signifikanten haben ein Spiel mit einem getrieben. Wie viel das mit dem lacanianischen Diskurs effektiv zu tun hatte, das ist eine andere Frage. Ich möchte damit nicht sagen, dass man aus dem lacanianischen Diskurs ableiten kann, was richtig und falsch ist. Ich glaube, dass es zum lacanianischen Diskurs gehört, dass man etwas versucht, dass man experimentiert, und in diesem Sinne war der RISS eigentlich eine

experimentelle Zeitschrift. Sie hatte keinerlei Ansprüche auf Perfektion, weder in der Aufmachung noch im Inhalt – in diesem Sinne also ein Symptom, das als Schrift notwendig ist, damit man sich überhaupt über etwas verständigen kann – oder sich missverstehen kann.

Mai Wegener: Mich würde interessieren, was denn das erste Versprechen von Lacan war, von wo aus ihr oder du ihn aufgenommen habt? Es gibt ja so etwas wie den ersten Zünder, von dem man denkt, damit kommt man raus, aus dem, was du gerade als langweilig bezeichnet hast. Was war es, das dich angesprochen hat, was war die Entdeckung?

Peter Widmer: Das liegt jetzt schon mehr als 50 Jahre zurück und ist deshalb nicht so einfach zu sagen. Vielleicht gab es nicht den einzelnen Zünder, sondern mehrere. Also einerseits waren es die Erfahrungen aufgrund meiner Freudlektüre. Ich war damals Analytiker in Ausbildung bei der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse und hatte eigentlich vor, dort einzutreten. Was ich dort gehört hatte, fand ich dann so wenig interessant, dass ich dachte: Nee, das geht eigentlich nicht. Auch die vielen formalen Kriterien, die man erfüllen musste, führten zu einer Distanzierung. Es war nicht so, dass mir die Arbeit zu viel gewesen wäre, sondern ich hatte einfach den Eindruck, dass es um das Abspulen eines Programms, um Gehorsam und um Anpassung ging. Dazu kamen die ersten Erfahrungen mit Supervisionen in Gruppen. Ich war zum Beispiel bei Alice Miller, da wurde das analytische Geschehen einfach auf das Emotionale zurückgeführt. Es wurde nicht gehört, was gesagt wurde. Es gab zum Beispiel manchmal Wortspiele um den Eigennamen, das hatte ich schon damals bemerkt, und das ging ja auch aus der Lektüre von Freud und dann von Lacan hervor. Aber dort wurde es nicht aufgenommen. Immer wieder, wenn ich etwas von Lacan gelesen hatte, dachte ich, dass ich so etwas geahnt hatte, es jedoch nicht sagen konnte, aber es entsprach meinen Erfahrungen, auch in der eigenen Analyse. Schon von Anfang an bemerkte ich, dass Lacans Lehre eine Rückkehr zu Freud im Sinne einer nochmaligen Lektüre von Freud bedeutete.

Karl-Josef Pazzini: Hast du angefangen Lacan zu lesen mit anderen oder allein? Und hast du Lacans Vortrag in Genf gehört?

Peter Widmer: Nein, den habe ich nicht gehört, die Lacanlektüre begann viel später. Das ist eine ganz merkwürdige Geschichte, ich habe heute Mühe, ihr eine Bedeutung zuzumessen, aber sie hat trotzdem eine. Ich war damals noch im Studium. Ich habe relativ spät studiert, zwischen 1965 und 1970. 1970 habe ich das Lizenziat gemacht. Etwa zwei Jahre davor kam ein Student aus Leuven, mit dem ich jetzt noch freundschaftlich verbunden bin. Er sagte: »Ich hab dir etwas mitgebracht«, das war eine Dissertation von Anika Lemaire<sup>1</sup>. Das war die erste Dissertation über Lacan. Ich las sie und hatte das Gefühl, überhaupt nichts zu verstehen. Ich merkte, dass die Phallus-Theorie eine große Bedeutung hatte. Ich versuchte mich irgendwie reinzulesen, las auch immer wieder Texte von Lacan. Und so ist das irgendwie mit dem Symptom, von dem ich gesprochen habe, das hat was Aktives, es ist so wie ein Sich-Annähern, ein tastend Sich-Annähern, immer wieder angereichert mit Lektüre, die einen beeinflusst. In dieser Zeit erschien Hermann Langs *Die Sprache und das Unbewusste*<sup>2</sup>, was sehr wichtig war. Anhand dieses Buches erkannte ich, wie unterschiedlich Diskurse sein können, obwohl sie psychoanalytisch sind. Das Buch von Hermann Lang ist von Hans-Georg Gadamer beeinflusst, von dem ich schon im Studium einen Vortrag gehört hatte; das war ein total anderer Diskurs als derjenige von Lemaire, die ihre Dissertation bei de Waelhens gemacht hat, also an einer katholischen Universität. Dann öffneten sich auch Verbindungen zu Berlin. Zudem fuhr ich nach Straßburg zu Lucien Israël, um mich mit Kolleginnen und Kollegen zu Supervisionen zu treffen. Das alles waren sehr unterschiedliche Felder, die sich dann gegenseitig auch fruktifiziert haben.

Karl-Josef Pazzini: Du sagst, du hast nichts verstanden und bist drangeblieben. War das Nicht-Verstehen die Voraussetzung?

Peter Widmer: Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, was wir gelesen hatten. Ich fand, dass Lacans Texte von einer völlig anderen Art waren als das, was ich bis dahin gelesen hatte, beson-

ders im Vergleich mit deutschsprachigen psychoanalytischen Autoren. Zur damaligen Zeit war ich noch Student. Lacan hatte zur ersten Dissertation über sein Werk von Anika Lemaire ein Vorwort geschrieben, was die Kompatibilität seiner Arbeiten mit der Universität stark infrage stellte, später differenzierte er das. Damals traf das auf Unverständnis sowohl in der Psychoanalyse als auch in der Universität. Da ich nicht vorhatte, an der Uni zu bleiben, war diese Differenz der Diskurse für mich kein Problem. – Was mich gepackt hatte, war möglicherweise Lacans Phallus-Theorie. Die war viel elaborierter als bei Freud.

KJP: Wie ist das denn zwei Generationen später mit dem Unverständlichen?

Jonas Diekhans: Ich bin heute an einem Ausbildungsinstitut in Berlin und da habe ich den Eindruck, dass es schon ein bisschen eine Perle ist, wenn man sich mit Lacan auseinandersetzt. Man kann sich damit schmücken. Es gibt die Idee, das ist ganz kompliziert und ganz spannend, aber ganz schwer zu verstehen und deshalb nicht so praktikabel. Mich interessiert immer noch, wie man das in eine Praxis übersetzen kann, weil diese Brücke mir zumindest manchmal fehlt.

Herr Widmer, ich habe ein bisschen nach Zitaten in den ersten Ausgaben des RISS geschaut, die etwas zur Praxis sagen. Sie schrieben an einer Stelle, dass das im Dunkeln geblieben wäre, was Praxis nach Lacan sei und fragten sich, ob es überhaupt so eine genuin lacanianische Praxis gäbe. Haben Sie den Eindruck, dass sich da etwas geändert hat seit 1986?

Peter Widmer: Ich möchte zuerst noch etwas nachholen. Sie haben mich mit Ihrer Frage daran erinnert, ich vergaß die politische Dimension. Ich war ein 68er und habe mich eine Zeit lang sehr mit der Kritischen Theorie identifiziert, also mit Habermas, Adorno, Horkheimer. In der Studentenpolitik war ich aktiver Vertreter der Schweizerischen Studentenschaft, sogar ein Funktionär. Das interessierte mich sehr. Dann kam Lacan, von dem gesagt wurde, der ist nicht links. Das war sicher etwas, was mich beunruhigte und ich hörte dann bald, dass er in der Kriegszeit